

Parzival reist nach Venedig

Der Roman „Stille Landfahrten“ von Heinz Zander

Wer träumt nicht davon, auf diese Art zu reisen: „Unabhängig, nur auf sich allein gestellt zu sein, nach Lust und Laune vom Weg abzuschweifen.“ So stellt sich Johann Wagner seine Reise aus einem engen, mittelalterlichen deutschen Städtchen hinaus in die Weite der Welt vor. Auf die Reise geschickt hat ihn sein Großvater, der kein ganz Unbekannter ist: Einst hat er Faust als Famulus gedient. Nun lebt er schon seit langen Jahren nach dem plötzlichen Verschwinden des Meisters in dessen Haus und hütet die Experimentierstube. Kurz vor seinem Tod offenbart er dem Enkel, daß Faust noch lebt — in einer fernen Stadt am Meer. Der Enkel möge ihn dort besuchen.

Brav macht dieser sich nach dem Tod des Großvaters auf die Reise, auf „Stille Landfahrten“, wie der 1939 geborene und in der DDR lebende Maler Heinz Zander seinen ersten Roman genannt hat. Johann Wagner ist zwar nur „ein kleiner Bildungsreisender“, doch sein Autor hat viel mit ihm vor. Er schiekt ihn nicht auf die Spuren einer klassischen Bildungsreise, er setzt ihn vielmehr gefährlichen Abenteuern aus, die Johann Wagner — halb Parzival, halb tapferes Schneiderlein — unbeschadet übersteht.

Im tiefen, dunklen Wald, im Hochgebirge, in der Wüste und an anderen weltabgeschiedenen Orten trifft er auf allerlei wunderliche Gestalten: auf ein geheimnisvolles Mädchen, das ihn verzaubert; auf seltsame Einsiedler, die ihn mit versteckten Drohungen verwirren und in das Innere eines Berges locken; auf einen fürchterlichen Drachen, der ihm beinahe das Leben raubt; auf

eine Frau, die den Männern die Kleidung wegnimmt und sie nicht mehr aus ihrer Gewalt läßt; auf einen Hofnarren, der mal recht, mal schlecht auf seiner Harfe spielt.

Man merkt: Der Autor unternimmt einiges, um das „ach so sehr schofflige wirkliche Leben“ in seine Schranken zu weisen. Wenn man aber doch eher zögernd und schließlich abwehrend der Reise des Johann Wagner folgt, liegt das zum einen daran, daß Zander bei der Beschreibung der Abenteuer seines Helden zu sehr auftrumpft und immer nur große und außergewöhnliche Situationen inszeniert, die kleinen Begebenheiten am Rande hingegen vernachlässigt. Zum anderen stört seine Detailbesessenheit: Die buchhalterische Genauigkeit, mit der Zander erzählt, führt — wie bei seinen feingestrichelten Illustrationen, die er dem Buch beigegeben hat — zu einer Erstarrung des Dargestellten.

Weder seinem Protagonisten noch seinen Lesern läßt Zander freie Räume, in denen sich abschweifende und produktive Phantasie einnisten könnte. Die einzelnen Abenteuer Geschichten, die unvermittelt aufeinander folgen, enthalten kein Geheimnis, keinen Schrecken und keinen doppelten Boden. Nicht der „ungewisse Zauber unverhoffter Begebenheiten“ scheint in Zanders Buch auf, sondern längst Bekanntes ist hier in neue Arrangements gekleidet worden.

CLAUS-ULRICH BIELEFELD

Heinz Zander: „Stille Landfahrten: Johann Wagners Reise nach Venedig“. Ein märchenhafter Roman mit Illustrationen des Autors. Robinson Verlag, Frankfurt am Main 1983. 366 S., geb., 34,— DM.

Autor, als daß er die Gefahren bloßer Konversationsartistik nicht sähe. Hinter vielen — uns heute belanglos erscheinenden — Szenen verbergen sich Anspielungen auf zeitgenössische Themen und Streitfragen, die dem Buch einen Modeerfolg bescherten (es gab Kritiker, die es eine Prosafassung von T. S. Eliots „Wüstem Land“ nannten) und den Autor vorübergehend zu einer Kultfigur machten: Huxley verstand es, trotz der allseits beklagten Blässe seiner Geschöpfe, so unbekümmert und virtuos mit neuen Ideen zu spielen, daß Leser, die ihren Shaw zu durchschauen inzwischen gelernt hatten, verwirrt und entzückt waren, und das um so mehr, als Huxley sein Feuerwerk vor einem Hintergrund von relativ simplen moralischen Überzeugungen abbrannte, die bei allen Effekten immer gut im Blickfeld blieben.

Wer da meinte, ein Einfall wie der von den Hosen mit aufblasbarem Hinterteil — er ist sozusagen das Korsett des Romans — reiche nicht aus für eine Geschichte mit intellektuellem Anspruch, sieht sich getäuscht. Der schüchterne Theodore Gumbriil verschafft sich mit seinen Luftkissenhosen die materielle Basis für ein Leben freischwebender Geistigkeit. Er bewegt sich, endlos parlierend, in Kneipen und Salons, unter Malern und Musikern, Erfolgreichen und Gescheiterten — wobei dem Leser allmählich dämmert, daß die Menschen, mit denen dieser Gumbriil diskutiert, allesamt Zerrbilder ihres eigenen Anspruchs sind: es klafft eine Lücke zwischen Angelerntem und Angeborenem, selbst die angestrenzte Geistigkeit kann nicht klares Denken ersetzen.

Der „Narrenreigen“ ist eine Parabel von der Sinn- und Fruchtlosigkeit menschlichen Bemühens. In den Zeilen aus Marlowes Tragödie „Edward II“, die Huxley die Anregung zu dem Titel „Antic Hay“ gaben, heißt es: „wie Satyrn tanzen die Menschen mit ihren Ziegenfüßen einen Bauerntanz“. Sinnestäuschungen, verpaßte Gelegenheiten, hamlethafte Zaudern bestimmen das Klima, man fühlt sich an die Gesellschaftssatiren von Evelyn Waugh (bei den Frauenfiguren auch an Virginia Woolf) erinnert, heiter, blasiert, blasphemisch präsentiert sich die englische Oberschicht nach dem Ersten Weltkrieg; London zur Frühlingszeit, verrückt-gescheite junge Leute auf der Jagd nach Glück, auf der Flucht vor Langeweile — kurzweilige, wenn auch nicht weiterwirkende Lektüre.

HELMUT WINTER

Aldous Huxley: „Narrenreigen“. Roman. Aus dem Englischen von Herbert Schlüter. R. Piper Verlag, München 1983. 295 S., br., 12,80 DM.

Freies Leben durch Luftkissenhosen

Aldous Huxleys Roman „Narrenreigen“ erstmals auf deutsch

Der junge Aldous Huxley war ein Enfant terrible — der alte Huxley eine Art Guru: dazwischen liegt ein Werk von großer Unausgeglichenheit. Die frühen Romane des englischen Schriftstellers kommen uns heute einigermaßen exotisch vor; der „Narrenreigen“ aus dem Jahre 1923 zum Beispiel, jetzt zum erstenmal ins Deutsche übersetzt, ist ein typischer Konversationsroman: man ist amüsiert von den ersten Seiten, genießt die Atmosphäre geistreichen

Geplänkels unter skurrilen Typen aus dem England der zwanziger Jahre, aber dann läßt das Interesse allmählich nach; die Figuren werden als Marionetten erkennbar, es tut sich nichts in puncto Handlung oder Charakterentwicklung, und am Ende bleibt ein schaler Geschmack: streckenweise brillant, aber letztlich hohl, das Ganze.

Doch seien wir nicht vorschnell und ungerecht. Huxley, Sproß einer gelehrten Familie, ist ein zu intelligenter